

Ankunft bei Nacht. Teil 21

Autor(en): **Rothe, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **62 (1958-1959)**

Heft 20

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670154>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ANKUNFT BEI NACHT

Alleinabdrucksrecht: Neue Presse-Agentur (NPA), Frauenfeld-Zürich

Jede der Damen richtete ein paar freundliche Worte an sie; der Ministerialdirektor versicherte ihr, sie werde sich, gleich seiner Frau und ihm selbst, nicht in Paris einleben können.

Monsieur Gustave kam erst später, als Igna dabei war, sich zu verabschieden. Auf feierliche Art gab er Igna die Hand und sagte: «Verfügen Sie über mich.» Den Damen missfiel das.

Igna sah sich einem hageren Mann von ungefähr 40 Jahren gegenüber, der jetzt ein wenig zurücktrat, als sei er weitsichtig. Einige Augenblicke betrachtete er Igna schweigend, wobei er den Kopf etwas zur Seite legte. Er trug eine braune Samtjacke und wehende Krawatte. In seinem schmalen Gesicht standen grosse, pathetische Augen, von denen er selbst glauben mochte, dass sie das Beiwort düster-brennend verdienten, in denen aber eine natürliche Fröhlichkeit nicht zu unterdrücken war.

Es war Igna noch nicht vorgekommen, dass jemand sich vor sie hinstellte und eine Prüfung ihrer Gestalt und ihres Gesichtes veranstaltete. Gerade wollte sie sich Madame Boulard zuwenden, um sich zu verabschieden, als Monsieur Gustave mit einer leisen, etwas fibrierenden Stimme sagte: «Die Freiheit, die ich mir in diesem Augenblick genommen habe, indem ich Sie nachdenklich musterte, hat gewiss Ihren Unwillen erregt. Aber es war wichtiger, dass meine Musterung zu Ihren Gunsten ausfiel. Wo ich Sympathien empfinde, entschliesst sich die Geschichte, allerdings sehr viel später, meine Empfindungen zu teilen.» Er verbeugte sich höflich.

Igna sagte nichts, sondern liess sich von Madame Boulard auf ihr Zimmer begleiten. Noch nie war den Damen der Pension so klar geworden wie heute, dass Monsieur Gustave wirklich nur durch unglücklichen Zufall in dies distinguierte Heim geraten war.

Die Ile Saint-Louis war für Igna ein schöner Aufenthalt, fern von den Zentren des städtischen Lebens und des Fremdenverkehrs. Aber bei der Wahl der Pension am Quai d'Anjou hatte Doktor Deval übersehen, dass der nächste Omnibus an Notre-Dame vorüberfuhr und dass er von dort noch gute zehn Minuten zu gehen hatte, wenn er Igna besuchen wollte. Als er am nächsten Tag, von der Hitze erschöpft, durch Zeitverlust verstimmt, in die Pension kam, erfuhr er von Frau Boulard, Igna sei ausgegangen. Madame Boulard habe ihr natürlich ihre Begleitung angeboten, aber Igna habe sie so bestimmt — eigentlich müsse sie sagen: auf so kränkende Weise — abgelehnt, dass er unmöglich war, sich unter solchen Umständen ihrer anzunehmen.

Das hatte Doktor Deval gerade noch gefehlt! Im ersten Aerger wollte er sofort wieder gehen. Schon stand er neben der bedauernd nickenden Madame Boulard in der Tür, da fiel ihm ein, dass er ja nun gezwungen sei, zu warten, um zu erfahren, womit das disziplinlose Geschöpf seinen Nachmittag verbracht hatte! Frau Boulard forderte ihn auf, im Salon Platz zu nehmen. Verstimmt liess er sich nieder. Glücklicherweise war er allein.

Nach einer Weile kam ein hagerer Herr mit brauner Samtjacke und wehender Krawatte herein, sagte mit vibrierender Stimme Guten Tag und ging auf das Klavier zu, um dort einige Noten zu suchen. Als er den Salon schon wieder verlassen wollte, wandte er sich um und fragte — nachsichtig, wie es dem Doktor erschien — «Ich kann Ihnen behilflich sein?»

«Nein, danke», sagte Deval kurz. Das fehlte noch, sich mit einem klavierspielenden Pensionsbewohner einzulassen!

«Ich erinnere mich, meine Frage sehr höflich vorgebracht zu haben», sagte der Herr in der Samtjacke und verschwand. Da Deval nichts Besseres zu tun hatte, wehrte er der Eruption von Verachtung, Widerwillen und Hohn nicht, die der Hagerer in ihm auslöste. Er fühlte sich durchschaut, obwohl er natürlich jenem Herrn nicht den geringsten Anlass dazu gegeben hatte. Aber allein das Warten macht einen Menschen lächerlich, entwürdigt ihn! Da ging die Tür auf und Igna trat ein.

«Madame Boulard sagte, das Sie schon eine ganze Weile da sind. Wie mir das leid tut! Ich erwartete Sie erst später.»

Schliesslich hatte Doktor Deval nicht angegeben, zu welcher Stunde er heute kommen würde. «Ich freue mich, dass ich Sie nicht verfehle», sagte er.

«Ich habe etwas gekauft», sagte sie und deutete auf ein kleines Paket, das sie trug. «Kommen Sie, wir wollen es in meinem Zimmer auspacken.»

Eigentlich hatte Doktor Deval sich vorgenommen, sich diesmal sofort zu verabschieden, nachdem er sich von der Rückkehr Ignas überzeugt hatte. In ihr Zimmer sollte er mitkommen? Damit ihnen die Samtjacke auf dem Korridor begegnete und wer weiss was dächte? Aber Igna hatte bereits die Tür geöffnet und forderte ihn mit einer so schlichten Gebäude auf . . . also gut, man ging . . . allen Samtjacken der Welt zum Trotz!

In dem Paket hatte Igna einen kleinen Hund aus Porzellan. Sie stellte ihn unter lauten Rufen, wie reizend er wäre, auf den Tisch, dann legte sie den Ueberwurf ab, machte einen Platz auf dem Kaminsims frei und probierte aus, wo der Porzellanhund sich am besten ausnehmen würde. Deval fand den Hund geschmacklos. Objektiv musste man bleiben! Diese Ausländerinnen hatten keine Ahnung, dass es auch schöne Porzellanhunde gab.

«Gefällt er Ihnen denn nicht, Robert?» fragte Igna.

«Nicht besonders.» Das war die einzige Entschädigung, die ihm für Hitze, Zeitverlust und Warten im Salon vergönnt war.

«Warum nicht?» fragte sie wieder und kam näher. Sie hatte den Hund in der Hand.

«Du lieber Gott, weil Sie mir gestatten müssen, meine Ansicht für mich zu haben!» So— das erleichterte. Deval war bereit, jetzt wieder versöhnt zu sein, da tat ihm seine Unfreundlichkeit schon so leid, dass er am liebsten mit Igna gemeinsam in Tränen ausgebrochen wäre. Denn Igna stand mit entsetzten, tränenerfüllten Augen vor ihm, schien eine lange Zeit zu überlegen, drehte sich dann um und warf mit einer kleinen, kaum zu bemerkenden Geste den Hund in den Kamin. Aber so heftig hatte sie geworfen, dass er zersplitterte. Deval stürzte nach vorn, als müsse er jemandem das Leben retten. Sie entfernte sich langsam.

«Ein Kind», sagte Doktor Deval zu sich, «sie ist nichts anderes als ein Kind!» Zum erstenmal sah er ihre nackten Arme, die vielleicht ein wenig zu lang, ein wenig zu dünn aus dem Sommerkleid hervorragten. Dass die Arme vielleicht ein wenig zu lang, ein wenig zu dünn waren, bereitete ihm Genugtuung, als habe er Igna bei einer Handlungsweise ertappt, die gegen sie einnahm. Er beugte sich hinab in den Kamin, als wolle er den Zustand des Porzellanhundes untersuchen . . . welch eine alberne Geste!

«Das wollte ich natürlich nicht», sagte er. «Nicht jeder hat an den gleichen Dingen Freude. Ausserdem, wer kann entscheiden, ob dieser Hund schön war oder nicht —»

«Nur Sie können das entscheiden.» Während sie das sagte, drehte sie ihm den Rücken zu.

«Nein, bitte sehr, unfehlbar bin ich nicht, ganz gewiss nicht! Vielleicht machen Sie sich mit diesem Gedanken vertraut — bis morgen!» Er ging. Die Tür schloss er leiser als er es nach den letzten Worten von sich erwartet hätte.

Als er auf der Strasse war, fiel ihm ein, dass er nicht gefragt hatte, was Igna sonst noch alles heute nachmittag in der Stadt getrieben haben mochte. Gut, geschah ihm recht . . . morgen würde er sie also wieder besuchen müssen!

Als eine Stunde später Adèle an Ignas Tür klopfte, weil sie die Lampe bringen wollte, erhielt sie keine Antwort. Sie öffnete und sah Igna auf ihrem Stuhl am Fenster sitzen, den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Vor dem Fenster schimmerte, in leise schwankender Klarheit, die blau-grüne Masse der Bäume. Als Igna die Tür gehen hörte und den Lichtschein im Zimmer hinter sich wahrnahm sagte sie zu Adèle, ohne zu erschrecken und ohne ihre Stellung zu verändern, dass sie die Lampe nicht wolle. Adèle wandte ein, dass es dunkel werde. Igna sagte noch einmal, dass sie die Lampe nicht wolle. Adèle zog sich zurück.

Kurz darauf bemerkte Madame Boulard, dass Ignas Lampe, besser, die für ihr Zimmer bestimmte Lampe auf dem Gestell stand, das tagsüber der Ruheplatz für alle Lampen der Pension war. Sie fragte Adèle, ob Igna noch einmal ausgegangen sei, und Adèle erzählte, was sich zugetragen hatte. Da diese Unterhaltung sich vor der Tür von Monsieur Gustave abspielte, erfuhr Monsieur Gustave, dass Igna es heute vorzog, im Dunkel zu sitzen.

Monsieur Gustave war viel zu Hause. Er hatte eine kleine Rente, die ihm ermöglichte, die Rechnungen von Madame Boulard pünktlich zu bezahlen. Darüber hinaus verfügte er über hundert Francs im Monat, eine Summe also, die damals mancher Arbeiterfamilie ein sehr angenehmes Dasein verbürgte. Er hatte die Versuche aufgegeben, seine Einkünfte durch das zu erhöhen, was man geregelte Arbeit nennt. Er hatte gefunden, dass die geregelte Arbeit ihn jedesmal teuer zu stehen kam. Die Kleidung nützte sich ab, die Gesundheit litt, einmal war er in der Buchhandlung, wo er arbeitete, bestohlen worden, ein andermal hatte ihn die

geregelte Arbeit mit Leuten zusammengebracht, die an sein Mitleid appelliert und ihn viel Geld gekostet hatten — lauter Abenteuer, denen man als unabhängiger bescheidener Mensch entging. In seiner Jugend hatte er gehofft, es Victor Hugo einmal gleich tun zu können. Er hatte sich ausgemalt, wie er für spätere Geschlechter einer der Dioskuren sein würde. Sehr bald merkte er, dass ihm zu einem solchen Unterfangen das Talent fehlte, und er war klug genug, unter dieser bitteren Erkenntnis nicht zu verkommen, wie er es bei manchem Kameraden gesehen hatte. Er war in qualvollen Nächten zu der Erleuchtung gelangt, dass es genau so wichtig sei, das Schöne aufzunehmen, wie es zu schaffen. Wenn er sich umsah, bemerkte er wenige, die das vermochten. Wozu wurde das Schöne geschaffen, wenn niemand imstande war, sich ihm zu erschliessen? Ja, imstand war niemand, bereit waren vielleicht viele. Aber durch geregelte Arbeit waren sie in unablässige Hetze geraten, und das Schöne braucht Ruhe, Beschaulichkeit.

Also hielt es Gustave für seine Pflicht, das Schöne in sich herumzutragen. Er war überzeugt, das müsse auf das Zeitalter einen Einfluss haben. Als sich seine Auffassung so gefestigt hatte, dass er sie unter Freunden siegreich verteidigen konnte, hatte er es gewagt, einen Brief an den grossen Verbannten auf Guernsey gelangen zu lassen und ihn zu fragen, ob es gestattet sei, dieser Auffassung ein ganzes Leben zu weihen. Victor Hugo hatte ihm geantwortet, es könne nicht genug Leute von dieser Ueberzeugung geben.

Seither war Monsieur Gustave seiner Sache sicher, und der Sinn seines Lebens war, dazusein. Er beschäftigte sich auch mit nützlichen, «wahrhaft» produktiven Arbeiten. So sass er zum Beispiel jetzt fast immer zu Hause, um einem Freund, einem — natürlich — mittellosen Komponisten, die Partitur einer italienischen Oper zu kopieren. Er war überzeugt, dass diese selbstlose und anstrengende Arbeit auf den Freund, auf ihn und auf die Oper selbst nachhaltigen Einfluss habe. Ein andermal hatte er jemandem ein Bibliothek geordnet, dann wieder Vaterstelle an den Kindern eines Verbannten vertreten. Aber dies hatte zu Verstimmung geführt, denn der Verbannte wollte ihm bei seiner unerwarteten Rückkehr nicht glauben, dass er seine Frau respektiert habe.

Nie wäre es Monsieur Gustave eingefallen, die Frau eines Verbannten zu berühren, aber die Frau selbst schien darüber anderer Meinung zu sein — kurz, die Angelegenheit hatte ihm viel Stoff zum

Nachdenken verschafft. Seitdem waren Frauen ihm unheimlich, besonders weil er merken musste, dass sie sich über ihn lustig machten. Und nun hatte er schon weisse Strähnen im Haar.

«Vorhang», schrieb er an den Fuss des Notenblatts. Der zweite Akt war nun auch kopiert. Da hörte er jemanden schluchzen. Zunächst wurde er sich nicht klar, das es ein Schluchzen sein musste, was er vernahm, dann eilte er zur Tür seines Zimmers, öffnete sie und lauschte in den kärglich erhellten Flur hinaus. Es war keine Neugierde, die ihn trieb, sondern ein plötzlicher Schreck, dass jemand Grund hatte, so tief und bitter zu schluchzen, von jemandem gehört werden könnte, der sich mit albernen Trostbemerkungen einmischen würde. Auch Madame Boulard schloss er in diese Befürchtungen ein. Aber im Augenblick waren die Gäste der am nächsten liegenden Zimmer noch nicht zurückgekehrt, und keine Tür öffnete sich. Madame Boulard hatte um diese Zeit in der Küche zu tun.

Monsieur Gustave trat ein paar Schritte auf den Gang. Das Schluchzen drang aus der letzten Tür, aus dem Zimmer der jungen Brasilianerin. Leise trat er näher. Jetzt stand er vor Ignas Tür. Er hörte, er spürte, dass Igna allein im Zimmer war; er erinnerte sich, dass sie die Lampe, die ihr Adèle bringen wollte, zurückgewiesen hatte. Wenn er also die Tür leise öffnete, war es möglich, dass er unbemerkt blieb und sich Igna dann plötzlich furchtbar erschreckte... er klopfte. Sofort verstummte drinnen das Schluchzen. Er klopfte noch einmal, ein wenig lauter. Igna rief leise: «Herein.»

Monsieur Gustave trat ein. Er liess die Tür hinter sich offen. Im letzten Schein, der von dem spiegelnden Fluss heraufdrang, konnte er Igna auf dem Sofa sitzen sehen. Sie kümmerte sich nicht um den Eintretenden, und es war ihr gleichgültig, ob er etwas redete.

«Ich möchte Ihnen nur sagen», begann Monsieur Gustave schliesslich mit leiser, beinahe beschwörender Stimme, «dass es mir infolge der Stille, die augenblicklich im Hause herrscht, nicht möglich war, Ihr Schluchzen zu überhören. Wer aber das Schluchzen eines anderen Menschen vernimmt und nicht herbeieilt... Verzeihung, ich wollte Ihnen nur sagen, was Sie zweifellos wissen: manchmal bedeutet es eine viel grössere Erleichterung, die Dienste von Fremden als die von Freunden anzunehmen.»

Als Igna aufsah, bemerkte sie, wie der Mann, der so eindringlich zu ihr gesprochen hatte, auf das behutsamste ihre Tür schon wieder hinter sich

zumachte. Nach einer Weile stand sie auf und tastete neben der Tür, bis sie den Klingelzug fand. Kurz darauf stand die Lampe auf ihrem Tisch, die Adèle gebracht hatte. Sie bat übrigens Adèle, sie erneut bei Madame Boulard zu entschuldigen: Sie ässe auch heute auf ihrem Zimmer.

Am folgenden Tag kam Doktor Deval kurz nach dem Mittagessen. Er sagte, er freue sich, dass er sie noch vor ihrem Ausgang erwische und was sie heute nachmittag zu unternehmen gesonnen sei.

Sie antwortete, dass sie nur ausgehen würde, wenn er es erlaube.

«Das ist natürlich besser», sagte er rasch, «in Anbetracht Ihres Zustandes. Man kann sich nie genug schonen.» Sie nickte. «Sie sind mir doch nicht etwa böse?» fragte er. Sie lächelte. «Ich werde nichts tun, was Sie mir nicht erlauben», sagte sie schliesslich.

«Hauptsache, Sie merken, dass ich es gut mit Ihnen meine.»

«Ich habe gemerkt», sie zögerte und fuhr dann mit noch leiserer Stimme fort, «dass der Porzellanhund ein Zeichen schlechten Geschmacks war.

Gestern habe ich viel von Ihnen gelernt, und ich verspreche Ihnen: ich werde Sie nicht wieder enttäuschen.»

Doktor Deval hatte Vorwürfe, oder wenigstens eine lange Rechtfertigung erwartet. Als sie den vermeintlichen Fehler zugab, fühlte Deval, dass es gar kein Fehler war und schämte sich. Ausserdem hatte sie sich, so schien es ihm, seit gestern verändert. Sie war ganz ruhig; keine ihrer Bewegungen liess noch die übertriebene Heftigkeit erkennen, mit der sie einen Platz für den Porzellanhund gesucht hatte. Er hätte am liebsten gesagt, dass er ihr Verhalten lobenswert fände, kam aber dann nicht auf die richtigen Worte und war schliesslich überzeugt, dass es genüge, wenn er dieses Lob bei sich dächte. Ausserdem würde sie ohnehin merken, dass sie ihm überlegen war. Es hatte keinen Zweck, sich das zu verbergen! Es gab auch andere Menschen, die ihm überlegen waren! Wenn er sich das aber bei einer Frau eingestehen sollte — dann nur bei Igna! Er war zufrieden, dass sie so einsichtig war und er sie gestern offenbar richtig behandelt hatte, um sie zu solcher Einsicht zu bringen!

Sie hatte das Sommerkleid an, das sie gestern getragen hatte. Unsinn! Ihre Arme waren nicht zu lang und zu hager wie bei einem Kind... heute waren sie voll und ruhten damenhaft auf den Lehnen des Sessels. Doktor Deval wurde gesprächig,

redete von der Hitze, von Paris und dass es weit bis zur Ile Saint-Louis sei. Sie hörte ihm aufmerksam zu, als gäbe er eine grosse Offenbarung nach der andern von sich. Das brachte ihn in so gute Laune, dass er beim Abschied etwas sagte, das ihm den ganzen Nachmittag verdarb, ihn tagelang verfolgte, ihn unglücklich machte: Während er ihre Hand aufmunternd schüttelte, hatte er gesagt: «Nun muss ich mir doch furchtbar Mühe geben, Ihre Mutter zu finden.»

Warum eine solche Bemerkung? Hatte sie sie ihm suggeriert? Als er schon auf der Treppe war, rief sie ihm nach: «Ich warte! Sie brauchen keine Angst zu haben, dass Sie mich wieder verfehlen!»

Seit Tagen war zwischen ihnen kein Wort mehr von der Mutter gesprochen worden! Und er musste auf so überflüssige, so plumpe Weise daran erinnern! Was hatte er nur gedacht, dass ihm eine solche Bemerkung entschlüpfen konnte! Nie hätte er sie sich zugetraut, und nun war sie gesagt, freundlich, unterwürfig, Hoffnungen weckend. Ein paar Tage war er zu nichts anderem imstande, als sich unsichtbar vor Igna zu machen.

Sie erwartete ihn jeden Nachmittag. Mehrere Male forderte Madame Boulard sie auf, mit ihr spazieren zu gehen. Jedesmal erklärte sie, dass sie ohne die Erlaubnis von Doktor Deval das Haus nicht verlassen dürfe. Madame Boulard gab die seltsame Aeusserung an Monsieur Gustave weiter.

Seit drei Tagen war er nun schon nicht dagewesen. Igna fiel ein, dass sie nicht einmal wusste, wo er wohnte. Bei Schwester Clémence im Krankenhaus hätte sie sich erkundigen können, aber das hätte eine längere Abwesenheit bedingt, und Robert wäre gerade in der Stunde gekommen, wo sie auf eigene Faust weggegangen war.

Als Adèle ihr am Abend dieses dritten Tags wiederum den Tisch in ihrem Zimmer decken wollte, bat sie, man möge ihr das Essen im Speisezimmer servieren, «bei den andern». Es schien ihr ein gewaltiges Abenteuer, was sich da anliess. Das Zimmer verlassen, an dessen Fenster, auf dessen Sofa sie so vergeblich gewartet hatte.

Als sie dann endlich im Speisezimmer erschien und ins Ungewisse hinein ein befangenes «Guten Abend» hervorbrachte, antwortete ihr von allen Seiten ein nicht minder befangenes «Guten Abend». Jeder tat, als ob dies nur eine Höflichkeitsformel sei, und jeder tat, als ob er nicht aufguckte. In Wirklichkeit guckten alle auf, nur dass die einen es besser als die andern verheimlichen konnten.

(Fortsetzung folgt)